Der Schatz des Priamos.

Die „Allg. Ztg." veröffentlicht ein Schreiben des Dr. Heinrich Schliermann, der sich seit nun drei Jahren in Ilion beschäftigt. Dasselbe ist von Troja, 17. Juli, datirt und enthält für die Alterthumsforschung sehr wichtige Mittheilungen über die neuesten Resultate seiner Nachgrabungen. Wir entnehmen dem interessanten Schreiben Schliermann's Folgendes: „Im Anfange dieses Monates stieß ich in 8½ Metern Tiefe auf der vom Skaischen Thore in nordwestlicher Richtung weitergehenden großen trojanischen Ringmauer und unmittelbar neben dem Hause des Priamos auf einen großen kupfernen Gegenstand höchst merkwürdiger Form, der unsomehr meine Aufmerksamkeit auf sich zog, als ich hinter demselben Geld zu bemerken glaubte. Auf demselben ruhte eine 1½ bis 1¾ Meter dicke, steinfeste Schicht von rother Asche und calcinirten Trümmern, auf welcher eine 1 Meter 80 Centimeter dicke, 6 Meter hohe Festungsmauer lastet, die aus großen Steinen und Erde bestand und aus der ersten Zeit nach der Zerstörung Trojas stammen muß.

Um den Schatz der Habsucht meiner Arbeiter zu entziehen und ihn für die Wissenschaft zu retten, war die allergrößte Eile nöthig, und obgleich es noch nicht Frühstückszeit war, so ließ ich doch sogleich „baldos" (Ruhepause) ausrufen, und während meine Arbeiter außen und ausruhten, schnitt ich den Schatz mit einem großen Messer heraus, was nicht ohne Kraftanstrengung und Lebensgefahr möglich war, denn die große Festungsmauer, welche ich zu untergraben hatte, drohte jeden Augenblick auf mich einzustürzen. Aber der Anblick so vieler Gegenstände, wovon jeder einzelne einen unermeßlichen Werth für die Wissenschaft hat, machte mich tollkühn und ich dachte nicht an Gefahr. Die Fortschaffung des Schatzes wäre mir aber unmöglich geworden ohne die Hilfe meiner lieben Frau, welche immer bereit stand, die von mir herausgeschnittenen Gegenstände in ihr großes Umschlagtuch zu packen und fortzutragen.

Der zuerst gefundene Gegenstand war ein großes, flaches kupfernes Gefäß, in Form eines großen Präsentirtellers; dieses Gefäß hat 49 Centimeter im Durchmesser, ist ganz flach, und von einem vier Centimeter hohen Rand umgeben. Höchst wahrscheinlich war es ein Schild. Der zweite Gegenstand, den ich herauszog, war ein kupferner Kessel mit zwei horizontalen Henkeln.

Der dritte Gegenstand war eine lange kupferne Platte, welche einen 2 Millimeter hohen Rand hat. Auf demselben ist eine silberne Vase von 12 Centimeter Höhe und Breite festgeschmiedet. Der vierte hervorgekommene Gegenstand war eine kupferne Axt.

Darauf kam eine kugelrunde Flasche vom feinsten Golde mit einer angefangenen, aber nicht vollendeten Zickzackverzierung; ein schwerer Becher, ebenfalls vom reinsten Golde, sowie ein genau 600 Gramm wiegender Becher vom reinsten Golde, in Form eines Schiffes, mit zwei großen Henkeln; auf der einen Seite ist ein sieben Centimeter, auf der andern ein drei Centimenter breiter Mund zum Trinken, und es mag, wie Professor Stephanos Kumanudes aus Athen bemerkt, derjenige, welcher den gefüllten Becher hinreichte, aus dem kleinen Munde vorgetrunken haben, um als Ehrenbezeigung den Gast aus dem großen Munde trinken zu lassen.

Der Schatz enthält ferner einen kleinen Becher von mit 25 Procent Silber versetztem Golde, deß Fuß nur zwei Centimeter hoch und 2½ Centimeter breit, außerdem nicht ganz gerade ist, so daß der Becher nur zum Hinstellen auf den Mund bestimmt zu sein scheint. Ich fand dort ferner sechs mit dem Hammer getriebene Stücke einer Mischung von Gold und Silber in Form von großen Klingen, deren eines Ende abgerundet, das andere in Gestalt eines Halbmondes ausgeschnitten ist.

Höchst wahrscheinlich sind dies die homerischen Talente, welche nur Reiche sein konnten, da z. B. Achilles (Ilias XXIII., 269) als ersten Kampfpreis eine Frau, als zweiten ein Pferd, als dritten einen Kessel und als vierten zwei goldene Talente ausstreute. Ich fand dort ferner drei große silberne Vasen. Alle drei sind unten kugelrund und können daher nicht hingestellt werden, ohne angelehnt zu sein. Auch fand ich dort einen silbernen Becher, ferner eine silberne Schale, sowie zwei kleine, herrlich gearbeitete silberne Vasen; die größere derselben hat an jeder Seite zwei Röhrchen zum Aufhängen mit Schnüren.

Theils auf, theils neben den goldenen und silbernen Sachen fand ich dreizehn Lanzen von Kupfer. In dem unteren Ende derselben sieht man ein Loch, worin bei den meisten noch der Nagel oder Stift steckt, mit welchem die Lanze in der hölzernen Stange befestigt war. Die trojanischen Lanzen, ganz verschieden von den griechischen und römischen, denn bei diesen wurde der Lanzenschaft in die Lanze, bei jenen die Lanze in den Schaft gesteckt. Ich fand dort ferner vierzehn jener hier häufig vorkommenden, anderswo aber noch niemals gefundenen kupfernen Waffen, die nach einem Ende zwar beinahe spitz, aber stumpf nach dem andern Ende in eine breite Scheide auslaufen. Ich hielt die selben früher für eine besondere Art von Lanzen, bin aber jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie nur als Streitäxte gebraucht worden sein können. Weiter fand ich sieben große zweischneidige kupferne Dolchmesser.

Von gewöhnlichen einschneidigen Messern fand sich im Schatze nur eines. Auch fand ich dort das Bruchstück eines Schwertes, sowie eine in eine Scheide auslaufende, viereckigkupferne Stange, die jedenfalls als Waffe gedient zu haben scheint.

Da ich alle die vorgenannten Gegenstände zusammen oder in einander verpackt auf der Ringmauer fand, deren Bau Homer dem Neptun und dem Apollo zuschreibt, so scheint es gewiß, daß sie in einer hölzernen Kiste lagen, wie solche in der Ilias im Palast des Priamos erwähnt werden; dies scheint um so gewisser, als ich unmittelbar neben den Gegenständen einen 10½ Centimeter langen kupfernen Schlüssel fand, dessen 5 Centimeter langer und breiter Bart die große Aehnlichkeit hat mit dem der großen Kassenschlüssel in den Banken. Merkwürdigerweise hatte dieser Schlüssel einen hölzernen Griff gehabt; das gleich wie bei den Dolchmessern unter rechtem Winkel umgebogene Ende des Schlüsselstieles läßt keinen Zweifel darüber.

Vermuthlich hat Jemand aus der Familie des Priamos den Schatz in aller Eile in die Kiste verpackt, die fortgetragen, ohne Zeit gehabt zu haben, den Schlüssel herauszuziehen, ist aber auf der Mauer von Feindeshand oder vom Feuer erreicht worden und hat die Kiste im Stich lassen müssen, die sogleich 5 oder 6 Fuß hoch mit der rothen Asche und den Steinen des daneben stehenden königlichen Hauses überschüttet wurde. Daß man den Schatz bei furchtbarer Lebensgefahr in zitternder Angst zusammengepackt hat, davon zeugt u. A. auch der Inhalt der größten silbernen Vase, in welcher ich ganz unten zwei prachtvolle, goldene Kopfbinden, und höchst kunstvoll gearbeitete Ohrgehänge von Gold fand; darauf lagen 56 goldene Ohrringe höchst merkwürdiger Form und Tausende von sehr kleinen Ringen, Würfeln, Knöpfen 2c. von Gold, die offenbar von den Schmucksachen herrühren; darauf folgten sechs goldene Armbänder, und ganz oben lagen die beiden kleineren goldenen Becher.

Die eine Kopfbinde ist 56 Centimeter lang und besteht aus einer goldenen Kette, von welcher auf jeder Seite acht 39 Centimeter lange ganz gar mit kleinen goldenen Baumblättern belegte Ketten zur Bedeckung der Schläfen hinuntergehen, und am Ende einer jeden dieser 16 Ketten hängt ein 3½ Centimeter langes goldenes Idol mit dem Eulenkopf der ilischen Schutzgöttin. Zwischen dieser Schläfenbedeckung steht man die 74 ebenfalls mit goldenen Baumblättern belegten, 10 Centimeter langen Ketchen der Stirnbedeckung, an deren jedem unten ein doppeltes, 2 Centimeter langes Baumblatt hängt.

Von den sechs goldenen Armbändern sind zwei ganz einfach, geschlossen und von vier Millimetern Dicke; ein drittes ist ebenfalls geschlossen, besteht aber aus einem verzierten Bande von einem Millimeter Breite; die drei übrigen sind doppelt und haben umgebogene, mit einem Kopf versehene Enden.

Die 56 übrigen goldenen Ohringe sind von verschiedener Größe, und es scheinen drei derselben von den Prinzessinnen des königlichen Hauses auch als Fingerringe gebraucht worden zu sein.

Auf die Ohringe hatte man eine Menge anderer auf Fäden gezogener oder an Leder befestigter Schmucksachen in die große silberne Vase gelegt, denn auf und unter denselben fand ich, wie bereits erwähnt, Tausende von kleinen Gegenständen, nämlich Goldringe 2c.

Derjenige, welcher versucht hatte, den Schatz zu retten, hat glücklicherweise die Geistesgegenwart gehabt, die große silberne Vase mit den beschriebenen Kostbarkeiten aufrecht in die Kiste hineinzustellen, so daß nicht eine Perle herausgefallen und Alles unversehrt geblieben ist.

Zum Schlusse spricht Dr. Schliermann die Hoffnung aus, daß es ihm gelingen werde, noch weitere Schätze zu finden. Eine ausführliche Schilderung der bereits gefundenen werde in dem demnächst bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden Werke über die Ausgrabungen Dr. Schliermann's enthalten sein. Demselben wird auch ein Atlas mit 216 photographischen Tafeln beigegeben sein.

Abhärtung der Thiere.

Unter Abhärtung der Thiere verstehe man die Gewöhnung derselben an äußere Einwirkungen, welche bei Thieren, die nicht daran gewöhnt sind, erfahrungsgemäß oft üble Folgen haben. Die Abhärtung ist vor Allem geeignet, die Thiere vor Krankheiten zu schützen; dieselbe kann sogar dahin führen, daß sonst schädlich erscheinende Einwirkungen zu günstigen Einflüssen werden.

In einem gewissen Grade müssen alle Thiere abgehärtet werden; sogenannten Treibhausplanzen führen ein höchst unsicheres Leben. Und daß so häufig gerade die besten Thiere erkranken, liegt zum großen Theil darin begründet, daß diese aus übertriebener Sorgfalt nicht gehörig abgehärtet oder aus Liebhaberei wie aus ökonomischen Gründen wohl gar verweichlicht zu werden pflegen.

Kräftige, gut genährte Thiere sind im Allgemeinen widerstandsfähiger gegen äußere Schädlichkeiten, als fette oder schlecht genährte. Deshalb ist eine kräftige, aber nicht mastige Nahrung in Verbindung mit passender Bewegung ein Abhärtungsmittel.

Von den Theilen oder Werkzeugen des Körpers, welche besonders abgehärtet werden müssen, steht obenan die Haut. Diese ist an die verschiedenen Witterungseinflüsse zu gewöhnen und namentlich gegen plötzlichen Luftwärmewechsel möglichst abzustumpfen. Zu dem Zwecke muß der Stall der Thiere mehr kühl als warm gehalten werden. Pferde dürfen nicht unter Decken stehen, wenn sie nicht gerade erhitzt oder krank sind. Dann sind die Thiere allmälig immer länger in Wind und Wetter hinauszubringen, mit der Vorsicht, daß diese Uebung nicht bei schlechtem Wetter beginnt, daß die Thiere im Winde oder im Regen nicht stillstehen, und daß sie hinterher im Stalle nöthigenfalls trocken gerieben oder bei erhitztem Körper bis zur erfolgten Abkühlung zugedeckt und vor Zugluft geschützt werden.

Anderenfalls sind die Thiere bis zur erfolgten Abtrocknung resp. Abkühlung der Haut in langsamer Bewegung zu erhalten. Außerdem wird die Haut durch zweckmäßiges Putzen, durch kalte Waschungen, durch Baden und Schwimmen abgehärtet. Das kalte Wasser darf jedoch nicht bei erhitztem Körper angewendet werden. Hinter der sind die Thiere langsam zu bewegen, bis die Haut wieder trocken und warm geworden ist. Pferde in erhitztem Zustande mit kaltem Wasser zu übergießen und sie dann warm zu reiten oder durch Reibungen die Haut zu erwärmen, ist ein nicht ungefährliches und jedenfalls ein entbehrliches Mittel. Vor der Brust, so wie in der Sattellage wird bei Pferden die Haut durch den gleichmäßigen Druck abgehärtet; dies kann aber durch vorsichtige Waschungen mit kaltem Wasser oder mit Abkochen von Eichenrinde noch befördert werden.

Bei dem angegebenen Verfahren werden neben der Haut auch die Lungen abgehärtet; für diese dient besonders die Bewegung und Arbeit der Thiere als Stärkungsmittel. Die Lunge gegen schlechte verdorbene Luft in den Stallungen abhärten zu wollen, würde ein vergebliches und gefährliches Bemühen sein.

Außerdem ist die Abhärtung des Magens bei Thieren von Wichtigkeit. Dieselbe wird erzielt durch allmäligen Uebergang von weichem zum harten, von leicht verdaulichem zu schwer verdaulichem, von warmem zu kaltem Futter und Getränk. Auch an die Einwirkung von verdorbenen oder scharfen oder besonders reizenden Bestandtheilen der Nahrung kann sich der Magen in einem gewissen Grade nach und nach gewöhnen oder sich gegen die Reize abstumpfen, wenn diese anfangs schwach und allmälig immer stärker einwirken. Ferner wird der Magen durch Bewegung des Körpers gestärkt. Durch Arzneimittel kann der Magen auch abgehärtet werden.

Gegen Strapazen wird der Körper durch Uebung abgehärtet. Dabei sollen aber die Anstrengungen nur allmälig gesteigert und niemals die zur völligen Erschöpfung fortgesetzt werden. Das übermüdete Thier zieht sich bei ferneren Anstrengungen leicht Beschädigungen zu.

In jedem Falle ist das Abhärtungsverfahren zu unterbrechen, wenn nachtheilige Folgen eintreten, und erst nach deren Beseitigung vorsichtig wieder aufzunehmen.

Musikalische Instrumente in der Wiener Weltausstellung.

Ueber dieses Capitel, das alle Musikliebhaber näher berühren wird, bringt als gewiegter Kenner Ambros eine Schilderung der wir als weniglich interessant das Folgende entlehnen:

Die Musikinstrumente, sagte er, spielen in der Weltausstellung eine ganz bedeutende Rolle, ja sie machen sich deinahe bemerkbarer, als irgend eine andere Classe von Ausstellungsgegenständen, denn man kann die weiten Räume des Industriepalastes kaum zu irgend einer Zeit durchschreiten, ohne von irgend einer Gegend her die Klänge des Pianoforte, die vollströmenden Accorde der Orgel oder ihres Diminutivs, des Harmoniums, zu hören.

Die „historische Gruppe" bildet gleichsam die Vorhalle zu dieser „technischen" — die alten Instrumente bilden durch Vergleichungen mit den neuen zugleich Gradmesser des technischen Fortschrittes, und wer z. B. den wahrhaft erschrecklichen Klimper- und Klapperkasten gesehen, auf dem weiland der Knabe Lizt den allerersten Unterricht erhalten, und nun an ein Instrument von Erbar, Blüthner, Schröder u. s. w. tritt, wird sich freuen, wie es nicht nur Lizt „zuletzt so herrlich weit gebracht," sondern auch der Pianofortebau. Die dritte und letzte Gruppe ist die „ethnographische." Die exotischen Tonwerkzeuge aus China, Japan, Persien, Turkestan, Hindostan u. s. w. bis zu den primitiven Tonzungen der Völker Innerafrika's herab. Diese Gruppe ist glänzend vertreten und ganz außerordentlich lehrreich. Sie wäre es noch mehr, wenn wir uns leider nicht begnügen müßten, die Gestalt dieser zum Theil höchst seltsamen Instrumente zu sehen, statt auch ihren Ton, ihre Klangfarbe hören, ihre Stimmung untersuchen zu können. Der Musikforscher benutze die Gelegenheit! Es ist im höchsten Grade merkwürdig, irgend eine Grundform, z. B. jene des Rebab (der orientalischen Geige), durch die verschiedenen Modificationen zu verfolgen, welche sie bei den einzelnen Stämmen und Völkern annimmt, oder z. B. die monogolische Riesentrompete überall in Asien verbreitet zu finden, oder die alte einfachste Wina der Hindostaner in den Werkstätten der gepriesenen Geigenmacher von Benares zu einem prächtigen Instrument ausgebildet zu sehen.

Je glänzender die ethnographische Gruppe ist, desto weniger bedeutet die eigentlich historische, welche sich mit der bezüglichen Sammlung des germanischen Museums in Nürnberg nicht messen kann und auch gegen die schöne Sammlung zurücksteht, welche sich im Besitze der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien befindet. Merkwürdig, wenn auch nicht das Schönste, ist ein unsichtbarer Apparat, welcher einer in Form eines Pfropfenziehers oder eines Wachsstockes zusammengedrehten Trompete gleicht. Das ist allem Anscheine nach nicht einmal ein vollständiges Instrument, sondern nur gleichsam das „Eingeweide" eines solchen, und zwar, wie es scheint, das sogenannte „Rackett" oder „Rankett" — eines seltsamen Zwergfagottes, das von Außen einem dicken, kurzen Cylinder gleicht, aus dessen oberer Fläche die Mündung der Röhre und aus dessen Seite das Anblasrohr hervorragt. Erhaltene Exemplare sind äußerst selten, wir kennen dieses seltsame Tonzeug fast nur durch das Syntagma des Prätorius. Die „neunfachtig gewundene Röhre" im Innern genügte, um sogar das tiefe Bangeben zu können, aber das Instrument klang sehr schwach — „beinahe wie wenn Einer auf einer Kanne bläset," sagt Prätorius. Der alte französische „Serpent" aus dem 17. Jahrhundert, ganz wie er bei P. Mersenne abgebildet ist, zeigt noch die Schlangenform, welche ihm seinen Namen gegeben und welche er bei späterer Ausbildung verlor.

Einige ältere Formen des Fagotts, auch aus dem 17. Jahrhundert, darunter ein sogenanntes „Chorist-Fagott," sind nicht ohne Interesse. Daran reihen sich Bassethörner in ihrer primitiven Form u. a. m. Unter den „Hirtenpfeifen" sollen besonders die exotischen durch ihre sonderbar breitgedrückte Form und die Doppelreihe von Löchern auf, welche ihnen das Anblasen zusammengewachsener Doppelflöten giebt. Auch dem „Horn des Schweinehirten bei Rohitsch" ist die Ehre der Aufnahme widerfahren — es ist ein kurzes Signalhorn von Holz, mit Ball umwunden. Lange Hirtentrompeten ähnlicher Art beschreibt Wirdung schon 1511 — und sind solche gelegentlich in den Museen (z. B. in der Ambroser Sammlung) zu finden.

Von den ausgestellten Clavierinstrumenten darf Mozart's „Reisepianett" — ein Werk des Johann Andreas Stein aus Augsburg 1762 — als das älteste gelten. Es gleicht beinahe einer flachen Reisschatulle, die Saiten werden durch metallene Tangenten geräuscht; der Ton ist, wie Wirdung sagen würde, ein fei es „Kössein." Die Nachbarschaft wenigstens incommodirte man mit einem derartigen Instrument auf keinen Fall. Auf diesem armseligen Apparat alle übte der Wunderknabe Mozart seine kleinen Finger, und die Dürftigkeit der Instrumente seiner Zeit hinderte nicht, daß er ein Cembalist wurde, von dessen Spiel Joseph Haydn gerührt ausrief: „Auch, das ging zu Herzen!" Ein anderes flügelförmiges Clavier, das auch Mozart's Eigenthum gewesen, klingt etwas besser, als das Reisepianett, aber sicherlich würde jeder moderne Pianist über die Zumuthung, darauf etwa concertiren zu sollen, sehr erschrecken. Ein Pianino von Joseph Schanz 1790, wie ein mäßiges Toilettetischchen anzusehen, war Joseph Haydn's Instrument. Die eigenthümliche Technik der Claviermerke Mozart's und Haydn's mit ihrer Broderie, Legatter Passagen, ihren Begleitungsfiguren, dem Vermeiden eigentlicher energischer Kraftstellen u. s. w. lernt man erst recht verstehen, wenn man die Instrumente kennt, deren sich die Meister bedienten. Haben wir soeben Vater Haydn's Cembale mit einem Toilettekästchen verglichen, so können wir bei dieser Gelegenheit gleich erwähnen, daß ein ingeniöser Kopf, der Clavierbauer Ludwig Herz in Wien, wirklich 1790 bis 1800 Instrumente unter dem Namen des „Toilette-Claviers" verfertigte, zugleich Toilettetischchen und Musikapparat — schlägt man den Deckel auf, zeigt seine Innenseite einen Spiegel u. s. w. — Die Claviatur muß, wenn man spielen will, nach Art einer Schublade herausgezogen werden. Das kleine Instrument der Ausstellung bringt mir einen ähnlichen curiosen, noch compendiöseren Apparat aus derselben Zeit in Erinnerung, den eine meiner Tanten besaß; es war ein „Reise-Necessaire," das auch ein „Reise-Superflu," nämlich ein Duodezpianino enthielt.

Die Unruhe, welche damals aller Welt im Blute steckte, äußerte sich auch im Baue der Instrumente, deren Verfertiger auf die sonderbarsten Einfälle geriethen. Man kann die ersten Jahrgänge der „Leipziger Musikzeitung" nicht in die Hand nehmen, ohne auf Bericht über neue, seltsame Erfindungen zu gerathen, die seitdem alle wieder vergessen und verschollen sind. Leser Jean Paul's werden sich vielleicht erinnern, daß der Dichter, der gern nach dem Seltsamen und Ungewöhnlichen griff, in den „Flegeljahren" einer Anzahl dieser neuartigen Instrumente die Ehre erwiesen hat, sie zu citiren. Unter Anderem „Röllig's Orphica." Was war das? Man sehe das Instrument in dem mittleren Glasschrank an. Es ist ein zur Zwergkleinheit zusammengeschrumpftes Flügelclavier, dessen Tasten aber nicht an der gewohnten Stelle, sondern an der geradlinigen Langseite, welche man sonst an die Wand zu rücken pflegt, angebracht sind. Diese Tasten sind unglaublich schmal. Völlig scheint das Instrument in Voraussicht erfunden zu haben, daß etwa die Eichhörnchen sich zu Pianisten auszubilden Lust bekommen könnten. Ein Clavierinstrument, welches in seinen Umrissen an ein Mausoleum erinnern könnte, eine Arbeit des Wilhelm Roenberg aus Wien, wurde als „Giraffe-Clavier" in die Welt geschickt. Recht zweckmäßig, wo man mit dem Raume in der Wohnung sparen mußte. Der antikstrende Geschmack des ersten Empire, welcher unter Anderem in Toilettesachen das Dogma aufstellt: „Eine Dame müsse in vollem Putz die Proportionen, ja möglichst das Aussehen einer ionischen Säule annehmen," ließ auch die damals sehr beliebte und verbreitete Guitarre nicht in Ruhe.

Neben dem Griffbrett wurden rechts und links höchst überflüssiger Weise die antiken Lyra-Hörner angebracht — auf dem berühmten Bilde „Corinna (Madame Stael) am Vorgebirge Misenum" hält die Dichterin ein solches Instrument in Händen — die Weltausstellung bringt es uns in natura. Die „Stahlharmonica," welche wir in traulicher Nähe des „Holz- und Strohinstrumentes" liegen sehen, gehört auch zu den verschollenen Inventionen von anno Eins — wir haben sie bisher wieder nur aus den „Flegeljahren" gekannt. Daneben aber — das Instrument mit der querliegenden bunten Walze, die sich bei näherer Betrachtung als aus ineinandergeschobenen, verschiedenfarbigen Glasglocken zusammengesetzt zeigt, ist jener von Benjamin Franklin erfundene Donapparat, bei welchem den schönen Seelen der Werther- und Hesperus-Zeit die „Ahnung höherer Geisterwelten aufging," das Instrument, dem, wie Weißflog ausruft, „die Kirchgeßner himmlische Klänge entlockte," das Instrument, auf welchem Jean Paul's Blanc (im Titan) ätherisch und überhymnisch ihr Abendlied säuselt; das Instrument, zu welchem, nach dem Berichte des Klopstockianers Peter Sturz, Angelica Kauffmann in Rom Pergolese's „Stabat" sang und dabei „die Augen gottseligstlich gegen Himmel hob" — dieses Instrument ist die Glasharmonica. Es wäre gar nicht uninteressant, das Verhältniß der Harmonica zur kirchlichen, gewaltigen Orgel ins Auge zu fassen. Erstere verhält sich zur andern wie etwa die überzeugte, kraftvolle, vage Religiosität des wenig fertigen Schwärmers Emanuel (im „Hesperus") zur ächten und gesunden. Am Ende wäre es aber doch ganz interessant, wenn der treffliche C. F. Pohl, vielleicht der einzige Mann in Wien, der noch die Harmonica zu spielen versteht, uns einen Choral oder ein Adagio darauf vortragen wollte. Ich habe vor Jahren von dem alten würdigen Musikmäzen Rozicka in Prag oft gegung die Glasharmonica spielen hören, und kann nur versichern, daß wir dem Himmel danken können, diesen leidigen, nervenzerrüttenden, ungesund-sentimentalen Apparat, bei welchem vor hundert Jahren den Leuten „die Thräne der Entzückung über die Wange strömte," in die musikalische Rumpelkammer verwiesen zu sehen.

Mich für meine Person könnte man damit zum Paradies hinausmusiciren. Ich wäre in der That begierig zu erfahren, ob es Andere auch so unleidlich fanden.

Unsern davon finden wir in der Ausstellung eine Anzahl Pianofortes, an welche sich wieder die Erinnerung großer Namen knüpft: Beethoven! Franz Schubert! Robert und Clara Schumann! Das Pianoforte Beethoven's ist ein Pariser Instrument, ein „Erard" vom Jahre 1803, der freilich gegen die heutigen „Erards" etwas stark zurücksteht. Es mag uns ein ganz eigenes Gefühl ergreifen, wenn wir uns vorstellen, daß auf diesem Instrumente die Cis-moll-Sonate, die große E-moll-Sonate u. a. m. zum ersten Male unter den Fingern ihres Schöpfers erklang. Wie auf Mozart's und Haydn's Clavircompositionen haben auch auf jene Beethoven's die Instrumente mit ihrer veränderten Technik (insbesondere die englischen, deren er sich in der letzten Zeit bediente) große Einwirkung geübt. Franz Schubert's Clavier, eine Arbeit von Alois Graf (1815—1820) ist im Aeußern zerkratzt und verstoßen, und dürfte sich in dieser Gestalt in keinem Salon zeigen — aber ein recht gutes Instrument ist es trotzdem noch immer. Sigismund Blumer spielte neulich darauf mit sichtlicher pietätvoller Ergriffenheit ein Clavierstück Schubert's, und sein trefflicher Anschlag entlockte dem alten, augenscheinlich stark strapazirten Clavier eine Fülle von Ton, über welche man erstaunen konnte. Welche Fülle des Schönsten ist von diesem Instrument ausgegangen! Nicht als ob Schubert oder Beethoven wie das nicht componirende Publicum in der Unschuld seines Herzens glaubt, „beim Clavier componirt" hätten — wohl aber mag man sich die Meister denken, wie sie vom Schreibtisch, vom Feuer der Arbeit glühend, aufspringen, das nasse Notenblatt auf's Pult legen, und nun die in die Notenzeichen gebannten Geister des Wohllautes zum ersten Male Klang und Stimme gewinnen. Da steht ein Kästchen „eng, schmal und klein, vier Bretter und zwei Brettchen" — das ist die erste Phisharmonica — wie sie deren Erfinder Anton Häckel in Wien 1821 construirte. Von Regisstern ist natürlich einstweilen keine Rede. Aber schon 1835 dante in Wien Jakob Deutschmann Instrumente dieser Art so fertlich, wie wir da eines sehen, wenn auch einstweilen noch ohne Register. Und nun unsere modernen Harmoniums? Wahrlich, hier sind überaus große Fortschritte gemacht worden. Mit größtem Interesse sehen und prüfen wir die Pianoforte von Nanette Streicher (1821), Conrad Graf (1830 bis 1846), von Carl Stein (1845,1846), Ignaz Bösendorfer (1839), Brodmann u. s. w. deren solide Technik, treffliche Spielart und nach immer schöner, edler, voller Ton er uns begreiflich machen, daß die Wiener Instrumente damals schnell einen Weltruf erlangten. Etwas „zusammengerichtet" könnte insbesondere ein Streicher'sches Instrument vom Jahre 1840 sich auf seinen drei Beinen ohne Weiteres in jeden Concertsaal auf den Weg machen.

Es wäre wohl der Mühe werth, alle diese zum Theil arg verstimmten Instrumente einmal ganz rein stimmen zu lassen — natürlich wäre dann die Klangwirkung eine ganz andere, als wenn unter unseren Händen kaum ein reinklingender Accord ertönen will.

Unter den Geigeninstrumenten finden wir eine schöne Gamba und höchst stattlichen Bariton, eine Art Violoncell mit einem Doppelchor von Saiten wie die Viole d'amour, letztere auch ein Instrument, welches Meyerbeer wieder aus der Rumpelkammer gerettet hat, da es, trotz der Virtuosität eines Esser, bei dessen Spiel Weißflog „beträchtlich gesleunt zu haben" gesteht, gründlich vergessen war. Wir müssen stärkere Nerven haben, heutzutage „flennt" bei der Viole d'amour Niemand mehr. Der Bariton war bekanntlich das Lieblingsinstrument Fürst Esterhazy's, für welches Joseph Haydn eine Menge Stücke zum Gebrauch seines Gebieters componirte. Alles verschollen und vergessen!

Capri.

Pindar singt: „Die Satzung ist die Herrscherin über die Menschen"; in unserer Zeit könnte man dies so umformen: „Die Mode ist die Herrscherin über die Menschen." Ist sie nicht auf allen Gebieten des Lebens bestimmend, in der Industrie so gut wie in der Kunst und selbst auch in der Wissenschaft? Ganz augenscheinlich aber ist ihr Walten in der Touristik. Sie lächelt — und ein Ort ist plötzlich im Schwange, Tausende von Pilgern wallfahrten dahin, ein Hotel entsteht nach dem andern, und das Geld strömt in Fülle ein; sie verzieht nur den Mund — und Alles ist dahin, versunken und vergessen! Ein solcher Ort, den gegenwärtig das Lächeln der Mode beglückt, ist die kleine Felsen-Insel Capri an der südlichen Spitze des Golfes von Napoli, gegenüber dem Monte San Cassanzo gelegen. Die Reize dieser Insel waren schon den Alten nicht unbekannt. Augustus erbaute sich hier eine Villa, und später flüchtete sie Tiberius, der hier die zehn letzten Jahre seines Lebens menschenscheu verbrütete, mit prächtigen Gebäuden aus, von deren größtem, der Villa Jovis, noch jetzt umfangreiche, aber formlose Trümmer erhalten sind. Alle diese Herrlichkeiten verschwanden in der Zeit des Mittelalters; die Insel blieb dann unbeachtet und wurde nur als ein wichtiger militärischer Punkt benützt, um die Seefahrt nach Sicilien, welche zwischen ihr und der Landspitze von Sorrent hindurchgeht, beherrschen zu können. Maler brachten sie wieder zu Ehren, indem sie die malerischen Felspartien und reizenden Fernsichten auf das Meer und die naheliegende Küste in Bildern darstellten und so die Lust weckten, Capri kennen zu lernen. Bald wanderten jahrreiche Söhne Albions dahin, denen die Abgeschlossenheit und Kahlheit der Insel besonders behagte und die mit Vorliebe jede Spitze erkletterten. Ihnen folgten die Deutschen; die Insel wurde nun auch in der Dichtung gefeiert (ich brauche nur an Platen und Kopisch zu erinnern), und endlich goß Gregorovius in seiner schönen Skizze eine solche Fülle von Reiz und Zauber über sie aus, daß er wahlhin einen wahren Enthusiasmus für Capri erweckte. Seitdem steigt alljährlich die Zahl der Besucher, für welche die Hotels nicht mehr genügen. Da sitzen sie in langen Reihen an der Wirthstafel, trinken den stark schwefeligen Wein der Insel und reden sich in ihren Gesprächen immer weiter in die Begeisterung hinein. Ruft der Einer: „Wenigstens acht Tage muß man hier bleiben, um einen Begriff von den Schönheiten Capri's zu bekommen!" so steigert der Andere diese Zeit auf zwei bis drei Wochen; Keiner will da zurückbleiben. Am Ende aber gehen sie Alle gerne zu den Fleischtöpfen Neapels.

Ich will nun keineswegs die Reize der Insel, ihre malerischen Schönheiten anzweifeln; wie ich schon oben sagte, sind die Fernsichten von Anacapri und der Villa des Tiberius aus ganz herrlich. Die Licht-Reflexe in der blauen und grünen Grotte sind einzig in ihrer Art, und ebenso verlohnt es sich, wenn man in einer Barke Capri umsteuert, um die vielfach großartigen Felsbildungen zu sehen. Aber die Insel entbehrt doch allzusehr des Schmuckes, welchen die Vegetation verleiht, sie ist, wenige Stellen ausgenommen, kahl und dadurch einförmig. Ich gebe daher dem nachbarlichen Amalfi, welches Alles in sich vereinigt, das Majestätische wie das Anmuthige, für einen längern Aufenthalt unbedingt den Vorzug. Capri genügt es flüchtig zu schauen, in zwei Tagen hat man seine Schönheiten gesehen und ein vollkommen genügendes Bild gewonnen.

Doch ich komme nun zu dem, was eigentlich der Zweck dieses Aufsatzes ist, nämlich zu einer Schilderung des Einflusses, welchen der Fremdenbesuch auf die Einwohner ausübt. Man kann hier eine ganz interessante Culturstudie machen. Die Capresen, etwa viertausend an der Zahl, sind ein frisches, kräftiges Völkchen, dem es durchaus nicht an geistigen Anlagen fehlt. Die Gesichter sind meist hübsch, auch die der Frauen, welche hierin einen Gegensatz zu den gewöhnlich häßlichen Weibern Neapels bilden. Da die Insel wenig erzeugt, namentlich an Korn, und außer unbedeutender Weberei sich keine Industrie vorfindet, so müssen die jungen Leute sich meistens ihr Brot in der Fremde suchen. Es gehen daher viele Barken von Capri aus nach der afrikanischen Küste, um dort Korallenfischerei zu treiben, und schon Burschen mit zwölf Jahren müssen diese Fahrt mitmachen. Unter diesen Umständen ist die Wanderung der Fremden für Capri doppelt erwünscht, weil sie vielen Menschen den Unterhalt verschafft. Nicht nur verwerthen die Einwohner ihre Erzeugnisse so besser, sondern sie haben auch Gelegenheit, als Fremdenführer, Eselreiber, Ruderer u. s. w. reichlich Geld zu verdienen. Aber dieser schnelle, mühelose Verdienst hat auf die Sitten der Einwohner einen vielfach nachtheiligen Einfluß ausgeübt. Die armen Capresen, welche bei den Fremden das viele Geld sehen, hat ein wahrer Gelddurst befallen. Die Sucht nach Geld ist wohl eine allgemeine Krankheit der Menschen; aber man sagt nicht mit Unrecht manchen Nationen, und namentlich auch den Italienern nach, daß sie besonders daran leiden. Unter den Italienern gebührt aber den Neapolitanern und unter diesen wieder den Capresen der erste Rang. Wenn man in Italien Leute gewöhnlichen Schlages mit einander sprechen hört, so kann man annehmen, daß meistens vom Gelde die Rede ist; in Capri habe ich nichts so häufig gehört, als die Worte Soldo und Franco. Die ganze Unterhaltung der Leute besteht in einem fortwährenden Handeln, Feilschen und Streiten. Damit steht der Bettel im Zusammenhange, der sich hier in ekelhafter Weise geltend macht; man kann keinen Schritt thun, ohne mit den Worten: „Signor, un bajocco!" angerufen zu werden; Groß und Klein, Alt und Jung betheiligt sich an diesem Geschäfte, das Einem die Spaziergänge verleidet. Gibt man nichts, was auch das Beste ist, da man sonst noch mehr verfolgt wird, so lassen die Bettelnden das eigenthümliche, langgezogene Lachen hören, mit welchen sie Spott und Verachtung ausdrücken.

Die Capresen sind aber auch Meister in der Kunst, die Fremden zu prellen, was ihnen um so leichter ist, als sie gegen dieselben sämmtlich gemeinschaftliche Sache machen, sie in ihrer Hand haben und sich leicht untereinander verständigen können. Will man zum Beispiel eine Barke nach Amalfi haben, so wird sich gleich Jemand anbieten, der einen Capitano zum Fratillo hat, und den Contract abschließen; steigt man aber am folgenden Tage zum Hafen herab, so stellt sich der Capitano selbst vor und verlangt um ein Beträchtliches mehr, als ausgemacht war. Auf die Bemerkung, daß man ja mit seinem Bruder abgeschlossen habe, erwidert er einfacht „Aber nicht mit mir," und fügt dem bei, daß man seinen Bruder wohl nicht gut verstanden habe. Da nun alle Barkenführer, die man sonst an der Marina trifft, mit ihm einverstanden sind und der Fremde doch fortreisen will, so bleibt schließlich nichts übrig, als auf die Forderung einzugehen.

Eine weitere üble Folge ist die Entsittlichung, die sich in Capri sonst gewiß nicht so geltend gemacht haben würde, wenn gleich der Süden Italiens in dieser Hinsicht überhaupt übel berüchtigt ist. Die Mädchen, welche sich ihr Brot nur schwer verdienen, lassen sich durch die Angebote des Fremden leicht bew